

**Zwei Tage hatte** Großmutter im Kühlfach gelegen, ohne dass jemand den Rabbiner um die Segnung des Ortes gebeten hatte.

Die Ampel vor dem Kunstmuseum Sahlgrenska war gerade auf Grün umgesprungen, da fiel es Tante Laura ein. Meine Mutter ließ das Seitenfenster herunter und zündete sich mit ihrem in Gold gefassten Feuerzeug eine dünne weiße Zigarette an. Sie dachte gar nicht daran, die Schuld auf sich zu nehmen. Sie hatte die Verwandten informiert und alles für den Empfang vorbereitet. Hingegen sitze, sagte sie, im Auto eine arbeitsfähige Person, der tagsüber eine Beschäftigung fehle. Die könne sich doch vielleicht die Mühe machen, den Rabbiner anzurufen, wenn sie plötzlich so fromm geworden sei.

Tante Laura lehnte sich über Mirra und mich und schlug Mutter mit der Faust auf den Schenkel. Großvater sagte seinen beiden Töchtern, sie sollten sich beruhigen, und Rafael gab Gas. Den Hügel nach Guldheden hinauf, wieder hinunter, durch die Stadt, vorbei an der Endhaltestelle der Linie drei, durch die enge Passage und auf den Kies des Parkplatzes.

Über die Grabsteine des jüdischen Friedhofs von Göteborg wehte eine laue Brise. Regentropfen hingen in der Luft.

Moshe Dajan lehnte den Besen an die Wand der Kapelle. Das eine Auge reichte ihm für das lange verständnisvolle Beerdigungsblinzeln völlig aus. Er war über achtzig, weißhaarig, hatte einen krummen Rücken und lange Finger, die an Klauen erinnerten. Mit dem echten Moshe Dajan hatte er einzig und allein die Seeräuberklappe gemein.

Zehn Minuten könnten wir für uns allein dort drinnen bekommen, erklärte er. Keine Fotos, keine Zigaretten, *ferstejn?*

Die rostige Türklinke wurde gedrückt und die dunkelbraune Doppeltür der Kapelle aufgestoßen. Alles wirkte kleiner, war ansonsten aber genau so, wie ich es in Erinnerung hatte. Es roch nach feuchtem Holz, der große Davidstern hing an der Rückwand, der gelbe Schein dahinter.

Beim letzten Mal war die Kapelle so voll gewesen, dass die großen Rundbogenfenster beschlugen. Jetzt war sie leer.

Vor dem Davidstern lag Großmutter im offenen Sarg. Ihre trockene Haut spannte über den Wangenknochen. Mutter und Tante Laura setzten sich Stirn an Stirn ans Kopfende des Sargs, hielten sich an den Schultern und tränkten Großmutter pergamentdünne Haut mit ihren Tränen. Jede nahm einen der schlaffen Arme, sie lobten die gepflegten Fingernägel, liebkosten die Hände, die in Trelleborgs Hafen den

Erdboden gestreichelt und die Rezepte aus *Hemmets Veckotidning* abgeschrieben hatten.

»Ich möchte sie küssen, darf man sie küssen? Rafael, was sagt die Thora?«

Tante Laura hatte den Kopf weit vorgebeugt, so dass er sich nur noch wenige Zentimeter über dem Gesicht befand. Als niemand reagierte, entschied sie, es sei erlaubt. Mit beiden Händen umfasste sie das Gesicht ihrer Mutter und bedeckte die Wangen mit Lippenstiftabdrücken, die sie dann mit dem Daumen wegwischte.

Aus der Innentasche nahm sie eine graue Kleinbildkamera. Sie drückte ein paarmal auf den Auslöser, aber nichts passierte. Sie kletterte auf ihren Stuhl, aber der Fotoapparat funktionierte noch immer nicht. Auch Schütteln half nicht. Sie rieb die Linse mit dem Jackenärmel ab und sagte, sie hätte besser ihre Polaroid mitgenommen.

Mutter wühlte in der Handtasche nach ihrer eigenen Kamera und sagte, die korrekte Aussprache des Markennamens sei eigentlich Paul – ä – royd.

»Pola – ro – id, kleines *debbele*.«

»Paul – ä – royd«, sagte Mutter. Das war ein amerikanisches Produkt und musste amerikanisch ausgesprochen werden.

Tante Laura belehrte Mutter, sie habe dreißig Jahre in New York gewohnt, und falls man das auf so eine *meschuggene* Weise aussprechen müsse, hätte sie das bei der Gelegenheit mitbekommen. Ohne den Blick von der Tasche zu heben, entgegnete Mutter,

das hätte sie sicher getan, wenn sie regelmäßig andere Menschen getroffen hätte. Zum Beispiel an einem Arbeitsplatz.

Auf meiner Uhr war es kurz vor elf. Die zehn Minuten, die uns Moshe Dajan zugesagt hatte, waren um. Tante Laura war auf dem Stuhl in die Hocke gegangen und bat mich und meine Geschwister, uns hinter den Sarg zu stellen. »Eure Mama ist sehr begabt«, sagte sie und drückte ab. »Denkt nur, wie gut man im Englischen sein kann, wenn man in Göteborg lebt.« Sie imitierte Mutters schwenglischen Akzent und konnte sich vor Lachen kaum halten.

Mutters Nasenlöcher und Augen weiteten sich Millimeter um Millimeter. Ihr Unterkiefer schob sich vor, und schließlich fuchtelte sie mit der Faust, sodass ihre Schwester zurückwich. Tante Laura geriet ins Wanken, griff nach dem Stuhlrücken, und sekundenlang sah es aus, als könne sie das Gleichgewicht wiedererlangen. Aber da kippte sie schon vornüber in den Sarg.

Als die Zeremonie eine knappe halbe Stunde später begann, war alles wieder hergerichtet. Großmutterns Schwestern waren mit ihren Familien gekommen. Breitbeinig dasitzende alte Männer mit Sportkappen stützten sich schwer auf ihre Stöcke. Nach süßlichem Parfüm duftende Frauen verteilten Papiertaschentücher. An der hinteren Wand, in gutem Abstand zu Mutter, saßen Leute, die ich seit über zehn Jahren nicht mehr getroffen hatte.

Nach den Gebeten rühmte der Rabbi Großmutter für ihr Engagement im jüdischen Kartenspiel und für ihr Gebäck, das der Gemeinde so manchen Samstags-Kiddusch versüßt habe. Gebrauchte Taschentücher fielen zu Boden, Kartons mit neuen wurden herumgeschickt.

Ich war einer der sieben Männer, die den Sarg über den Friedhof trugen. Wir gingen den Hügel hinauf, und bei einer Grube ein Stück oberhalb des Parkplatzes hielten wir an. Als ich an der Reihe war, Sand auf den Sarg zu streuen, strengte ich mich an, Großmutter vor mir zu sehen, konnte mich aber nicht von der Erinnerung an das letzte Mal lösen, als ich an der Zeremonie teilgenommen hatte. Die lange Karawane der Menschen hinter mir, als ich damals den Spaten hob. Der düstere Winterhimmel, der leichte Nebel, die Umarmungen der Erwachsenen. Ruf einfach an. Komm vorbei. Bring deine Schwester mit.

Ich gab den Spaten weiter. Der Wind fuhr durch die nackten Sträucher, die unseren Begräbnisplatz von den angrenzenden Friedhöfen trennten.

*Bulkeskringel* mit Mohn putzten die Reste von den Tellern. Der Lachs war schnell alle gewesen, ebenso der Eiersalat und das *gehackte*, das Tante Betty mitgebracht hatte. Auf dem Tisch lag ein glänzendes Tuch. In der Mitte standen die dunklen Silberleuchter.

Die Gefäße für Salz und Pfeffer waren neu und blieben während der Mahlzeit unbenutzt bei Vater Moysowichs Weinglas stehen. Der *Siddur* lag aufgeschlagen vor Rafael. Er hatte die Ärmel hochgekrem-pelt und einen Arm auf den Stuhlrücken des Tisch-nachbarn gelegt. In der Hand hielt er einen *bulke*, von dem er sich dann und wann ein Stück abzupfte und in den Mund steckte.

Mutter hatte ein schwarzes Kleid an, das ein bisschen glitzerte. Wenn sie sich über den Tisch reckte, klimperten ihre großen Armreife.

Ingemar trug zu seiner dunkelblauen Hose einen schräggestreiften Schlips. Dann und wann ging er um den Tisch herum und schaute nach, ob auch alles so war, wie es sein sollte. Jedes Mal, wenn er an meinem Platz vorbeikam, rückte er den Teppich unter dem Tisch mit dem Fuß zurecht.

Eine Fraktion in der Ecke hatte insgeheim schon mit Mutter Moysowichs Kokosgebäck angefangen, das auf dem blauen Alkoholschrank wartete. Tante Laura öffnete den Schrank und nahm eine Reihe Flaschen heraus sowie meinen angeschlagenen Kidusch-Becher, den sie dort drin entdeckte. Auf ihre Frage, was mit dem passiert sei, bekam sie keine Antwort.

Aus dem Serviettenhalter wurden rosa Servietten gezupft, zerknüllt fielen sie auf über Kreuz gelegtes Besteck. Aus der Küche wurde ein Tablett mit Milch, Zucker und flachen Tassen hereingebracht.

Im großen Schlafzimmer in der ersten Etage machte Großvater seinen Mittagsschlaf. Mirras Zimmer lag gleich daneben. Die Tür war offen. Straffe aprikosenfarbene Kissen türmten sich auf dem geblühten Überwurf. Ihre Tagebücher lagen noch immer in der obersten Schublade des Schreibtisches.

Ich hob einen Stapel heraus und legte ihn auf den Fußboden. Fast alle Bücher sahen gleich aus. Auf dem Umschlag blonde Mädchen mit Strohhut, innen runde Buchstaben, und den Rand füllten lockige Prinzessinnen.

Das hellblaue Tagebuch entdeckte ich in der Mitte des Stapels. Ich konnte es in weiten Teilen auswendig. Der Text steckte voller kindlicher Beobachtungen, die nach dem, was geschehen war, eine neue Bedeutung bekommen hatten. *Bei Jacobs Probe hielten sich Mama und Papa an den Händen. Heute hat Mamas Chef bei uns gegessen. Papa sagte, nach Chanukka*

*würden wir vielleicht Rafael besuchen, vielleicht die ganzen Weihnachtsferien weg sein!*

Obwohl es viele Jahre her war, wurde Mama immer noch einsilbig, wenn man über etwas von früher redete, sie wechselte immer noch die Straßenseite, wenn sie einen der alten Freunde aus der Gemeinde sah, und im jüdischen Altenheim saß Papas Mutter, Mame, verwirrt und vollgepumpt mit Medikamenten.

Ich blieb mit den Tagebüchern um mich herum auf dem Boden sitzen, bis ich einen Ruf aus der unteren Etage hörte.



**Zwei Wochen** nachdem ich dreizehn geworden war, wurde ich *Bar-Mizwa*. Es war Anfang August, im Garten duftete es intensiv nach Rosen, und wir fuhren mit heruntergekurbelten Fenstern zur Synagoge.

Wir wohnten in einem gelben Holzhaus knapp zehn Kilometer vor der Stadt. Zwei Etagen mit braunen Möbeln, weichen Sofas, italienischen Schallplatten, Mutters Hühnersuppe, portionsweise eingefroren, einem Durcheinander aus Büchern, Fotoalben, Versandhauskatalogen und Comics auf den Bücherregalen, in den Türöffnungen *Mesusot*, an den Wänden Gemälde mit bärtigen Geigenspielern und neben den Bilderrahmen goldfarbene Lampen.

Meine Eltern hatten das Haus ein paar Monate vor Mirras Geburt gekauft. Rafael bekam ein eigenes Zimmer, und das daneben musste ich mit einem Gitterbett teilen, das bald meiner neuen Schwester gehören würde. Ich weiß noch, dass in der ersten Zeit im Haus oft Vaters Werkzeugkasten herumstand, und ich erinnere mich an eine Schneeballschlacht im Garten, nachdem der erste Schnee gefallen war. Als ich

eines Nachts wach wurde und über den kleinen Flur rannte, um zwischen Mama und Papa zu krabbeln, war ihr Bett leer. Ich rief so lange nach ihnen, bis ich Rafael sagen hörte, ich solle mich stattdessen neben ihn legen. Früh am nächsten Morgen wachten wir auf, weil sich Vater im Mantel über uns beugte und erzählte, wir hätten eine kleine Schwester bekommen.

Bald nachdem wir eingezogen waren, füllte sich die Gegend mit Juden. Familie Grien kaufte ein Haus auf der anderen Seite des Wäldchens, die Familien Kreuz und Moysowich zogen in das Viertel oberhalb des Spielplatzes, und unsere besten Freunde, Bernie und Teresza Friedkin, kauften ein flaches Backsteinhaus keine Viertelstunde zu Fuß von uns entfernt.

Meine Mutter hatte einen Teilzeitjob in einem Büro in der Nähe der Aveny und paukte abends fürs Gymnasium. Sie war im zweiten Jahr der Oberstufe von der Schule abgegangen und nach Italien getrampt. Nur wenige Monate später hatte sie einen Job als Kellnerin und Gigi kennengelernt – einen Motorrad fahrenden, langhaarigen Schauspieler. Noch ein paar Monate später war sie schwanger. Sie heirateten im Rathaus an der Piazza Nuova mit Gigis gesamtem Theaterensemble als Trauzeugen.

Nach Rafaels Geburt verlangte Großmutter, Mutter solle ihr jede Woche schreiben. Mutter berichtete von seinem ersten Lächeln, dem ersten Zahn, dass er nur ab und zu nachts einmal aufwachte und schrie, dass er stundenlang still für sich mit einer Briefftasche oder einem Schlüsselbund spielte, während sie bügelte

oder Wäsche sortierte. Sie erwähnte nicht, wie einförmig ihre Tage geworden waren. Dass sie aus nicht viel mehr bestanden als Frühstück machen, waschen, einkaufen, Mittagessen kochen und mit dem Kinderwagen öde Straßen entlangzuschaukeln, damit Gigi Ruhe für seine Siesta hatte. Oder dass sie manchmal Spuren von Wimperntusche auf den Laken fand, wenn sie nachmittags das Bett machte.

Großmutter und Großvater kamen einige Tage vor Rafaels drittem Geburtstag zu Besuch. Sie aßen in einem Restaurant des Viertels zu Mittag. Als Großvater aufgegessen hatte, sagte Großmutter zu ihm, er solle mit Rafael zum Springbrunnen auf dem Platz vor dem Lokal gehen. Sie setzte sich neben meine Mutter, sodass beide dem Platz zugewandt waren und dem Kind zusehen konnten, das Tauben über das uralte Kopfsteinpflaster jagte. Großvater und Rafael kauften ein braunes Tütchen mit Körnern, die sie den Vögeln hinwarfen. Großmutter fragte Mutter, wie es ihr gehe, glaubte ihren Antworten nicht und nahm ihr die Sonnenbrille von der Nase.

Gigi arbeitete und war nicht zu Hause, als sie zur Wohnung zurückkamen. Großmutter und Großvater halfen Mutter, die Koffer hinunter zur Straße zu tragen.

In Göteborg zogen Mutter und Rafael mit in die Wohnung von Großmutter und Großvater am Odinsplats. Nach einem knappen Jahr wurde im Haus der Gemeinde in der Tredje Långgatan eine Einzimmerwohnung frei.

Vater studierte zu der Zeit Medizin. Eines Tages auf dem Heimweg vom Krankenhaus sah er vom Straßenbahnfenster aus Mutter auf der Straße vorbeigehen. Er erkannte sie wieder, sie war im Hebräischunterricht der Gemeinde ein paar Klassen über ihm gewesen, aber sie hatten nie miteinander geredet. Er stieg aus, rannte ihr hinterher und fragte sie, ob sie ihm bei einem jüdischen Jugendfestival helfen wolle, das er und seine Freunde arrangierten.

Am letzten Tag des Festivals kamen sie zusammen. Ein großes Foto, auf dem sie zwischen anderen Festivalteilnehmern sitzen und die Arme umeinander gelegt haben, braun gebrannt und lachend, hing lange an der Wand über der Waschmaschine. Es teilte eine Reißzwecke mit einem Fotoautomatenstreifen, auf dem wir drei, Rafael, Mirra und ich, die Zunge rausstrecken.

Meine Eltern engagierten sich auch weiterhin in der Gemeinde. Abends füllte sich das Wohnzimmer unseres Reihenhauses oft mit Freunden, die auf dem Sofa herumhingen. Sie planten Familienlager, Fußballturniere und große *schabbes*-Essen. Manchmal gesellte sich ein russischer Überläufer dazu oder ein amerikanischer Gastforscher im Cordanzug, der bei uns übernachten sollte.

Meine Tür war immer nur angelehnt. Ich lag mit dem Gesicht zum Lichtspalt und horchte auf die Stimmen aus der unteren Etage, auf englische und schwedische Sätze, einzelne Worte auf Jiddisch und Hebräisch, die mit dem Zigarettenrauch die Treppe nach

oben stiegen und sich mit den Geräuschen vom Fernseher und Mirras tiefen Atemzügen mischten.

Mindestens einmal pro Woche, wenn Vater Nachtdienst hatte und Mutter am Abendgymnasium lernte, kümmerten sich die Eltern meiner Mutter, Großmutter und Großvater, um uns. Wenn sie kamen, war ihr Auto vollbeladen mit Magenmedizin, Süßstofftabletten, Illustrierten, Hausschuhen, Plastikschalen und Schokolade. Nach dem Essen kochten sie in der Kaffeemaschine Tee und setzten sich vor den Fernseher. Manchmal kamen stattdessen Vaters Eltern, Mame und Großpapa, und manchmal waren alle da und applaudierten Mirra und mir, wenn wir uns verkleideten und vor ihnen im Wohnzimmer auftraten.

Im Sommer nach seinem Abitur zog Rafael nach Israel. Wir lasen am Küchentisch seine Luftpostbriefe, und sein Foto als Soldat hängten wir an den Kühlschrank. Ich schrieb ihm auf seinem eigenen alten Snoopy-Briefpapier, informierte ihn über den Tabellenplatz von Blauweiß und die Nummer eins der Radio-Hitliste. Mirra begann in der zweiten Klasse zu tanzen. In der dritten gehörte sie zu der kleinen Kindergruppe, die auf der Bühne des Großen Theaters trainieren durfte. Mutter hatte ihre Ausbildung abgeschlossen, und nach einigen kürzeren Anstellungen wurde sie unter Hunderten von Bewerbern ausgewählt und Chefassistentin an der Westschwedischen Handelskammer. Als Vater in Innerer Medizin promovierte und bei einer feierlichen Zeremonie im Rat-

haus seinen Doktorhut überreicht bekam, schrieb die Zeitung über ihn.

An dem Nachmittag, als sein Kollege anrief, saß ich am Schreibtisch in meinem Zimmer. Ich war allein zu Hause und versuchte, einen Film in meinen Fotoapparat einzulegen, den ich zur *Bar-Mizwa* bekommen hatte. Nach zweimal Klingeln stand ich auf und rannte die etwa zehn Schritte zum Telefon den Flur hinunter. Es stand auf einem weißgestrichenen Holzregal neben einem grünen Sofa, dessen Knöpfe mit Cord bezogen waren. Als ich den Hörer abhob, setzte ich mich auf die Armlehne des Sofas. Die Stimme am anderen Ende fragte, ob meine Mutter zu Hause sei. Dann nannte der Kollege seinen Namen.

Erst als er zum zweiten Mal seine Nummer sagte, griff ich nach einem der Stifte neben dem Telefon. Ich nahm das Telefonbuch aus der untersten der drei Etagen des Regals. Der Umschlag war fast total vollgekritzelt mit Telefonnummern und Männchen. Ich schrieb die sechs Ziffern in die oberste rechte Ecke. Nachdem ich aufgelegt hatte, riss ich die Ecke ab, ging die Treppe nach unten und legte sie in der Küche auf die Arbeitsplatte vor dem Radio.

**Ich sprang vom** Fußboden auf und rannte die Treppe nach unten. Mirra hatte gerufen. Sie stand im Wohnzimmer am Fenster. Ihr Zeigefinger klopfte an die Scheibe. Großpapas Auto, rief sie. Draußen auf der Straße. Sie hätte es vorbeifahren sehen.

Ich stellte mich neben sie. Ich war mir sicher, dass sie sich geirrt hatte, alle anderen waren es auch. Seufzer und kurzes, trockenes Auflachen im Zimmer zeigten, für wie glaubwürdig man sie als Zeugin hielt. Vielleicht eine halbe Minute später tauchte Großpapa hinter der Hecke auf. Mit Stock und Mantel kam er, gestützt auf Tante Irene, aufs Haus zu.

Irene half ihm beim Ausziehen des Mantels. Den Mund fest zusammengepresst, erinnerte seine Körpersprache an Yitzhak Rabin, als er Arafat vor dem Weißen Haus die Hand reichen musste. Großpapa rief Mirra und mich zu sich, drückte uns hart an sich, holte tief Luft und hinkte ins Wohnzimmer.

Er stellte sich mitten ins Zimmer, putzte seine schwarzgefasste Brille mit dem Hemd und sagte, er denke nicht daran anzufangen, ehe nicht alle da seien. Das war eindeutig an die Adresse von Mutter gerich-

tet. Dass er in ihrem Haus war, schien seine Entscheidung, ihren Namen nie mehr auszusprechen, nicht zu beeinflussen. Lange harrte er auf demselben Fleck aus, leicht mit seiner schiefen Hüfte schaukelnd.

Mutter kam von der Toilette zurück, sie hatte den Lippenstift nachgezogen. Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, das nicht ein Tausendstel so angestrengt aussah, wie es sein musste. Großpapas Blick war zu Boden gerichtet, als sich Mutter im Sessel niederließ. Inge-  
mar stand dahinter und hielt die Rückenlehne ganz fest.

»*Non*«, sagte Großpapa leise.

Aus der Innentasche des Jacketts zog er einen Zettel, den er vorsichtig auseinanderfaltete. Er räusperte sich und fing an zu lesen.



**Bernie Friedkins Laden** war lang und schmal, mit tiefen Regalen an allen Wänden und Drehvitrinen auf dem Boden. Ganz am Ende, hinter der Kasse, gab es noch einen kleinen Raum mit einer Herdplatte und einem Kühlschrank. Auf dem Tisch standen eine Schale mit Bonbons und ein großer pastellfarbener Aschenbecher mit den Logos verschiedener Kleidermarken. Bernie nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen von schräg unten und ließ ihn zwischen den Fingern kreisen.

Bernie war Vaters ältester Freund. Sie waren nur wenige Straßen voneinander entfernt aufgewachsen und hatten sich während Vaters Studium eine Wohnung geteilt. In jenen Jahren hatte Bernie zusätzlich für eine Firma gearbeitet, die Möbel restaurierte, und seither brachten ihm die Gemeindemitglieder ihre Sachen, die repariert werden mussten. Oft spazierte er in dem kleinen Raum hinter der Kasse hin und her und imitierte ihren wiegenden Gang und ihr gebrochenes Schwedisch. Bernie – hilf mir mit Großmutter's Kerzenleuchter. Bernie – wirf mal einen Blick auf Großmamas *Seder*-Teller. Als hätte er nichts anderes

zu tun. Als wäre das Kleidergeschäft nur eine Entschuldigung, um an ihren alten Erbstücken herumwerkeln zu dürfen. Manchmal kletterte er auf einen Stuhl, zog vom obersten Regalbrett einen Karton und knallte ihn auf den Tisch, dass der Staub in dünnen Wolken aufwirbelte. Der Karton war voll mit alten *Menorot*, *Chanukka*-Leuchtern, denen Arme fehlten, und Halsketten, deren Verschlüsse nicht funktionierten. Dann zeigte Bernie auf die Schmalseite des Kartons, wo das Wort »Gemeinde« mit grünem Filzstift geschrieben stand, und sagte, eines Tages würde er es durchstreichen und stattdessen »Mülltonne« hinschreiben.

Der Becher glänzte im Lampenlicht. Genau zwischen den Augenbrauen legte sich Bernies Stirn in kleine Falten. Er hatte seine Brille aufgesetzt und aus einem durchsichtigen Plastiketui eine gelbe Tube und eine kleine schwarze Bürste genommen. Mit der Bürste zwischen Daumen und Zeigefinger arbeitete er eine zähe Flüssigkeit in die Kerbe, die sich über eine Seite des Bechers hinzog.

Vater sah zu, die Ellenbogen hatte er auf den Tisch gestützt und die Hände vorm Kinn gefaltet. Die Leute sagten oft, wir seien uns ähnlich, und manchmal sah ich das selbst. Wir hatten die gleiche braungrüne Augenfarbe und zogen beide die Augenbrauen zusammen, wenn wir uns konzentrierten. Sein Gesicht war etwas länglicher als meins, aber ich hatte seine breite Nase geerbt und diese nervigen vollen Locken, die sich unmöglich so frisieren ließen, wie ich es gern wollte.

Als die Kaffeemaschine hinter seinem Rücken nicht mehr blubberte, schenkte Bernie Vater und sich ein und nahm dann eine Packung Orangensaft aus dem Kühlschrank. Eilig stoppte ich ihn. Ich wollte auch Kaffee haben und bemühte mich, ihm das in einem lockeren Ton zu vermitteln, so als sei daran nichts Besonderes. Bernie warf Vater einen langen Blick zu, ehe er mir einschenkte.

Vom Zeitungsstapel unter dem Tisch nahm ich mir ein Exemplar des *Expressen*, das einige Tage alt war, und blätterte bis zum Sportteil.

Bernie und Vater unterhielten sich leise. Über Wohnungen, die man vielleicht mieten, und über den Preis von solchen, die man kaufen konnte, und wann Vater wieder anfangen würde zu arbeiten. Bis zu den großen Feiertagen waren es nur noch wenige Wochen, und Vater entschuldigte sich, dass er nicht Bescheid geben konnte, an welchen Abenden wir zusammen mit Bernies Familie feiern würden, da er erst mit Mutter darüber sprechen müsse. Bernie sagte, seine Frau Teresza habe wieder bei uns zu Hause angerufen, aber Mutter habe den Hörer einfach aufgeknallt. Sie sprachen so leise, dass sie fast flüsterten. Ingemars Name fiel, und ich merkte, wie Vater zu mir herübersah.

Bernies Teelöffel kratzte über den Boden der Tasse. Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, fing er an, von einer Frau zu sprechen, die ins Geschäft gekommen war. Ich kannte den Namen, sie war irgendeine alte Bekannte oder Krankenschwester, mit der Vater zusammengearbeitet hatte, und ich musste mich an-

strengen, damit es so aussah, als sei ich voll auf die Zeitung konzentriert. Ich ging alle Ergebnisse der Spieltabelle genau durch. *England 1. Liga. Schweden 2. Liga. Mittleres Götaland. Bundesliga. Werder Bremen–Vfb Stuttgart 5:0. FC Köln–Leverkusen 0:0. Nürnberg–Waldorf Mannheim 1:1.*

»Was ist denn mit ihr?«, fragte Vater.

*1:0 Andersen (27), 1:1 Neun (28). Zuschauer: 22 000.*

»Ich habe ihr gesagt, dass sie dich bei Gelegenheit mal anrufen könne.«

Vater sagte nichts. Als ich verstohlen aufblickte, sah ich, dass Bernie den Mittelfinger quer unter dem Mund abgelegt und den Zeigefinger am Nasenflügel abgestützt hatte. Den Kopf hielt er zur Tür zum Geschäft hin geneigt. Das kräftige Licht schien durch das diamantförmige Fenster der Tür, und man konnte hören, wie die Verkäuferin dort draußen Kleider aufhängte. Auf den niedrigen Kleiderständern stießen Kleiderbügel aus Metall klirrend aneinander.

Als Bernie merkte, dass ich ihn beobachtete, schüttelte er den Kopf, als hätte ich ihn aus tiefem Schlaf geweckt, und klopfte dann mit der Hand auf den Tisch. »Was sollen wir mit deinem Vater machen?«, fragte er mich. Sie waren von klein auf zusammen gewesen. »Andere mussten sich abstrampeln, damit die Mädchen überhaupt ihre Existenz wahrnahmen, aber er« – Bernie deutete mit dem Zeigefinger auf Vater – »zuckte nur mit den Wimpern, und schon kamen sie in Schwärmen wie die Heuschrecken in Ägypten. Jid-

dische Mädchen, *schicksen*, alle Sorten, und immer war er gleich wählerisch. Manchmal frage ich mich, ob er nicht ein bisschen ...«, er drehte die linke Hand, »du weißt schon«, ein Auge zog er zu einem Schlitz zusammen, im Mundwinkel wuchs ein schiefes Lächeln, »*a feigele* ist, vielleicht passen ihm Jungen besser, vielleicht sollen wir ihm so einen besorgen.«

Vater hob seine Kaffeetasse, lächelte und tat so, als sei das eine Alternative, die er ernsthaft in Betracht ziehen wollte.